

CZECH-JEWISH AND POLISH-JEWISH STUDIES:  
(DIS)SIMILARITIES

Die Ähnlichkeiten und Unterschiede der tschechisch-jüdischen und polnisch-jüdischen Geschichte haben die Aufmerksamkeit der Forschung bisher kaum auf sich gezogen. Den Grund für dieses durchaus beiderseitige Desinteresse verorten die Veranstalter der Prager Konferenz „Czech-Jewish and Polish-Jewish Studies“ (29./30. Oktober 2014), Kateřina Čapková (Prag) und Marcin Wodziński (Breslau/Wrocław), vor allem in der holzschnittartigen Zuordnung der böhmischen und mährischen Juden zur deutschsprachigen oder mitteleuropäischen Judenheit, während polnische Juden als osteuropäische Juden betrachtet werden. Ziel der Veranstaltung war es also, diese Schemata zu durchbrechen und Wissenschaftler zu vernetzen. Dafür bot die Zusammensetzung der Referenten, unter denen eine Reihe erfahrener Forscher wie auch jüngere Kollegen waren, die besten Voraussetzungen.

Die fünf Panels waren gleich strukturiert: Zunächst vermittelte je ein Vortrag aus polnisch-jüdischer bzw. tschechisch-jüdischer Perspektive einen Überblick über das Thema, dann folgte die Vorstellung aktueller Projekte. So wurde während der zwei Tage der Stand der Forschung zur Frühen Neuzeit, Demografie und Migration, Gender und Familie, Modernität und Identität sowie zur Nachkriegszeit rekapituliert und durch Einblicke in laufende Arbeiten ergänzt. War bereits dieser Einstieg für die polnisch-jüdische und die polnisch-tschechische Geschichte parallel angelegt, setzte sich dies in den Vorträgen und Diskussionen fort. In der Regel blieben die Vortragenden in ihrem Kontext, Fragen wurden zumeist an die Kollegen aus dem eigenen Feld gerichtet.

Einige Referenten bemühten sich jedoch, diese Grenze zu durchbrechen. In seinem Eröffnungsvortrag „Czech-Jewish and Polish-Jewish History: Possibilities for a New Paradigm“ leuchtete Hillel Kieval (St. Louis) Verflechtungen und Überschneidungen aus: von chassidischen Rabbinern, die ihren Hof zum Kuraufenthalt mit nach Marienbad nahmen und das Interesse der einheimischen Juden auf sich zogen, bis zur Bewunderung des polnisch-jüdischen Selbstbewusstseins, das sich in Franz Kafkas Interesse für das Warschauer jiddische Theater zeigte. Kieval verwies aber auch auf die habsburgische Politik des 18. und 19. Jahrhunderts, die durchaus erfolgreich auf eine Abgrenzung galizischer und böhmisch-mährischer Juden zielte. Doch auch er blieb seinem Feld treu: So gab er zwar eine lebhaft Beschreibung des Bildes, das sich böhmische und mährische Juden von ihren polnischen Glaubensgenossen machten, der Blick in die andere Richtung fehlte jedoch. Ein korrespondierender Vortrag aus polnischer Perspektive hätte hier spannende Perspektivwechsel bringen können.

Im Panel zur Frühen Neuzeit präsentierte Pavel Sládek (Prag) ein gelungenes Beispiel für die Verflechtung polnisch- und tschechisch-jüdischer Geschichte. Anhand des aus Prag stammenden Rabbiners Mordecai Yafeh, der zwischen Mitte des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Krakau studiert hatte, dort ebenso wie in Lublin, Prag und Venedig publizierte, zeigte Sládek die Mobilität jüdischer Gelehrter zwischen Polen und den böhmischen Ländern. Als Rabbiner war Yafeh sowohl in Prag als auch in Poznań (Posen) tätig und kann daher als exemplarisch für ein gan-

zes Netzwerk aschkenasischer Rabbiner gelten, das Prag und jüdische Zentren sowohl in Polen als auch in anderen Teilen Europas verband. In der anschließenden Diskussionsrunde skizzierten Marcin Wodziński mit seiner Frage nach Forschungen zur Konversion von Juden und Moshe Rosman (Ramat Gan), der nach der gesellschaftlichen Rolle der Rabbiner fragte, mögliche Felder für vergleichende Studien.

Im folgenden Panel, das der Demografie galt, stellte Shaul Stampfer (Jerusalem) ausgehend vom frühneuzeitlichen Polen-Litauen den Nutzen einer isolierten jüdischen Demografie in Frage. Diese diene eher der Demografieforschung als den jüdischen Studien und zwar vor allem, weil die „Übersetzung“ der gesammelten Daten, die sie fruchtbar für sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Fragestellungen macht, zumeist unterbleibe. Wenn die zu Juden erhobenen Daten nicht auf ihre Verlässlichkeit geprüft und an Ergebnissen zu anderen Bevölkerungsgruppen gemessen würden, bleibe der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn gering. Dieser These widersprach Kateřina Čapková, die in der Diskussion erläuterte, dass die Auswertung statistischer Daten gerade für das 19. und 20. Jahrhundert Aufschluss darüber geben könne, wer als Jude betrachtet wurde und auf welchen Kriterien diese Klassifizierung beruhe.

Čapková war es auch, die im letzten Panel der Konferenz ein Beispiel für eine fruchtbare vergleichende polnisch-jüdische und tschechisch-jüdische Geschichte vorstellte. In ihrem Vortrag zu den böhmischen Ländern in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, einer bislang wenig erforschten Zeit, verdeutlichte sie zahlreiche parallele Entwicklungen in der ČSR bzw. ČSSR und der Volksrepublik Polen, die zum Vergleich geradezu auffordern. Dazu gehörte insbesondere der Einfluss von (Zwangs-)Migrationsprozessen auf die Entwicklung jüdischen Lebens in beiden Staaten, wurden doch Juden in Polen wie in der Tschechoslowakei gezielt in den Gebieten angesiedelt, aus denen die deutsche Bevölkerung vertrieben worden war.

Vergleichende und verflechtungsgeschichtliche Zugänge bildeten auf der Konferenz allerdings die Ausnahme. Es wäre zu fragen, ob dies auch dem Fehlen von Beiträgen zur Zwischenkriegszeit und zur Shoah geschuldet war. Gerade die Zwischenkriegszeit, für die das Spannungsfeld zwischen staatsbürgerlichen, nationalen und religiösen Zugehörigkeiten gut erforscht ist, bietet sich etwa für einen Vergleich jüdischer Loyalitäten an. Man könnte also zusammenfassend zu dem Schluss kommen, dass die Konferenz, was die Feststellung von Ähnlichkeiten und Unterschieden in den tschechisch-jüdischen und polnisch-jüdischen Studien betrifft, wenig ergiebig war. Das würde jedoch zu kurz greifen, stellte die Veranstaltung doch einen ersten Schritt dar. So förderte die Abschlussdiskussion eine ganze Reihe von Ideen zutage, wie sich beide wissenschaftliche Communities einander annähern könnten. Dazu zählten kleinteilige Vorschläge wie etwa der, böhmisch-polnische Handelsrouten in den Blick zu nehmen. Gefordert wurden aber auch übergreifende komparative Untersuchungen, zu denen – wenngleich nicht originärer Teil der Jewish Studies – nicht zuletzt das Thema Antisemitismus gehören sollte.

Bezogen auf den Forschungsstand wurden eher Unterschiede als Ähnlichkeiten festgestellt – unter anderem die Tatsache, dass in der Forschung zur polnisch-jüdischen Geschichte die Zahl der Regionalstudien hoch sei, während die böhmisch-jüdische Forschung auf Prag fixiert wäre. Auch sei die polnisch-jüdische Geschichte

deutlich besser in die polnische Historiografie eingebunden als die tschechische. Dass hingegen die Trennung in ost- und westeuropäisch-jüdische Tradition keine Rolle auf der Konferenz spielte, sorgte für positive Überraschung. Auch steht zu hoffen, dass die Zahl vergleichender und verflechtungsgeschichtlicher Arbeiten zunehmen wird, denn die Frage, wie das Verharren im eigenen wissenschaftlichen Umfeld überwunden werden kann, beschäftigte die Teilnehmer der Tagung sichtlich.